Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 5 (1937-1938)
Heft: 8

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Guido Calgari's San Gottardo

Verlag S. A. Succ. di Natale Mazzuconi, Lugano, 1937.

Der Deutschschweizer Jakob Schaffner ist fahnenflüchtig geworden; der Welsche Ramuz erscheint dermassen erfüllt von der Schönheit unserer Berglandschaft, dass ihm offenbar keine Kräfte frei bleiben, um den Staatsgedanken des darin lebenden Volkes zu erfassen, traut er doch dem homo alpinus keinen Abglanz der strahlenden Botschaft seines Landsmannes Bridel mehr zu, der geradezu verkündet hatte: EX ALPIBUS SALUS PATRIAE. Daher freuen wir uns doppelt, aus der dritten Schweiz, ein italienisch abgelegtes, vaterländisches Bekenntnis von schönster Lauterkeit zu vernehmen.

Der Tessiner Calgari schickt seinem Werke eine „Rechtfertigung" voraus, in der er uns seinen Willen gesteht, von der blossen Bergbetrachtung zur Suche des Sinnes überzugehen, der dem St. Gotthard innewohnt. Er ist ja nicht irgendein Berg, sondern die landschaftliche und völkische Mitte unseres Landes, denn die Flüsse und Ströme seines Massivs rinnen unsern vier verschiedenen Sprachgebieten zu. In einer abwechslungsreichen Folge dramatischer Bilder unternimmt Calgari nun den Versuch, den „heiligen Berg" samt seinem Pass auch als die Mitte und Achse unserer Landesgeschichte aufzuzeigen. Wie bestechend glückt ihm das, wenn er gleich schon zu Anfang, von den Historikern wohlbedient, dem Bunde von 1291 eine Volkserhebung in Airolo (1290/91) um wenige Monate voranstellen und eine weitere in Biasca (Neujahr 1292) wiederum nur um einige Monate folgen lassen kann. „Freiheit" heisst denn auch der Titel des ersten Bildes, „St. Gotthard!" der gemeinsame Schlachtruf der beherzten Männer, hüben und drüben. Seit den von Calgari eifrig benützten Forschungen Karl Meyers wissen wir, dass die gegenseitige politische Beeinflussung der Liviner und Urschweizer beträchtlich war; dennoch mutet es uns etwas festspielartig an, dass hier ausgerechnet Wilhelm Tell, Stauffacher und Attinghausen der Tessiner Freiheit Gevatter stehen müssen. Im zweiten Bilde, „Kraft" genannt, kämpfen die Passvölker bei Giornico Seite an Seite gegen die Machtgier mailändischer Grosser. Von der Schweizergeschichte herkommend, würde man nun als drittes Bild den unseligen, von Uri blutig niedergeschlagenen Aufstand der Liviner von 1755 erwarten, der indessen mit Bedacht vornehmerweise in ein Anhangskapitel verwiesen wurde (Ribelli e Martiri di Faido). Das Spiel tritt vielmehr mit einem grossen Schritt ins technische Zeitalter hinein. Im dritten Bilde wird die Durchtunnelung in fünf Stufen verfolgt. Der Titel „Opfer" erklärt sich aus der Hingabe L. Favres an sein Werk, dessen Vollendung er nicht mehr erleben sollte. Er hat seinem Volke mit einer Armee von Werkleuten eine Gasse ausgehauen wie einst Winkelried im waffenklirrenden Helden-

zeitalter, und wie dieser hat er sein Leben in die Schanze geschlagen. In der achtjährigen Schlacht im Gotthard drinnen fiel eine ganze Kompagnie der ständig gefährdeten Arbeiter. Man erschrickt, wenn man sie im Geiste anmarschieren lässt; an die zweihundert Opfer erscheinen. Allein im letzten Bilde, dem „Sinnbild" verschwindet diese Zahl, der Blutzoll eines grossen technischen Werkes, vor den Heeresmassen des Weltkrieges. Von neun Millionen Toten redet der Feldprediger, der in einem Gotteshaus zu Schweizersoldaten spricht. Wofür sind diese Menschen gefallen? Waren sie auch Mitarbeiter eines überlegenen Geistes wie Favre einer war, der die Wohltätigkeit seinen Ehrgeiz nannte? Hinterliessen sie auch völkerverbindende Werke, öffneten sie auch Wege? Das Spiel lässt diese Fragen offen wie die Geschichte; es sei denn, dass man aus der abschliessenden, krönenden Schau jenes Feldpredigers, der das Schweizerkreuz der Freiheit mit dem Christenkreuz der erlösenden Liebe zur Deckung bringen möchte, die Antwort herauszudeuten verstünde.

Obschon Calgari — im Gegensatz zu andern dramatischen Experimentatoren — kein grosses Aufheben macht damit, enthält sein Spiel das Wagnis einer neuen Form. In jene vier erwähnten Bilder schieben sich erzählende Zwischenstücke ein, welche in eigenartiger Weise die Brücke über die Jahrzehnte und Jahrhunderte schlagen. Man erkennt unschwer, dass das Spiel dem Rundfunk verpflichtet ist, und wir möchten daher an dieser Stelle seine baldige Sendung in deutscher Uebersetzung wünschen. Die Gesetze des Hörspieles weichen von denjenigen des Schauspieles wesentlich ab; dennoch glauben wir, dass in Calgaris Werk das Rhetorische oft das Dramatische und die Allegorie die Poesie übertönt. Gerade aus diesem Grunde ist es aber zu einer wahren Fundgrube geistvoller Vergleiche und beziehungsreicher Sinnbilder geworden, die eines Tages hoffentlich ihren verdienten Platz in einem nationalen Lesebuch unserer Eidgenossenschaft einnehmen werden.

Mag unser Staatswesen auch nicht in dem Masse das Geschenk des St. Gotthards sein wie Aegypten dasjenige des Nils ist, so bleibt sein Pass doch die schicksalshafte Strasse, welche vom Rütli nach Marignano führte, hin und zurück. Um keinen andern Berg unseres Landes legen sich die geheimnisvollen Kreise des nationalen Mythos so dicht wie um den St. Gotthard, der auch heutzutage noch unsere strategische Hochburg geblieben ist. In wirtschaftlicher Hinsicht haben wir im Schienenstrang ebenfalls eine Hauptachse unseres Landes, ja ganz Europas zu sehen, ohne dass diese indessen ein Teilstück jener andern Achse wäre, die sich in den Kugellagern Berlin und Rom dreht.

Diese alte Botschaft vom St. Gotthard in schönem Italienisch neu verkündet zu haben, ist das vaterländische Verdienst des wackern Eidgenossen ennet des St. Gotthards. Wir danken ihm für seine mahnenden Tafeln monumentaler Geschichtsschreibung, der er, comosso della storia wie Carducci, auf dem helvetischen Forum aufgestellt hat.

Georg Thürer.

Louis Ruchonnet

Felix Bonjour hat mit seinem Werke über Louis Ruchonnet keineswegs beabsichtigt, eine vollständige Biographie des waadtländer Bundesrates zu geben. Doch allzu bescheiden gegenüber der vorliegenden Arbeit und dem grossen Einfühlungsvermögen des Verfassers mutet seine Bemerkung im Vorwort an: „La biographie définitive de Louis Ruchonnet reste à faire". Dieses massvolle Selbsteingeständnis wird der Leser so ausdeuten, dass für Bonjour eine erschöpfende Darstellung psychologischer, ideeller und stofflicher Art von vornherein nicht in Frage kam. Vertraut mit der Gestalt schon seit Jahrzehnten, gibt Bonjour vor allem eine rein sachliche Würdigung der Leistungen Ruchonnets. Um das Bild des bedeutenden Lausanners nahe zu bringen, verzichtet er aber keineswegs auf psychologische Einzelzüge, die da und dort eingestreut, sehr zur Belebung des Ganzen beitragen. Ruchonnets auffallende Erscheinung im Lausanner Stadtleben wird in einer hübschen Beschreibung festgehalten, die sich auf seine Wahl in den Bundesrat bezieht: „On ne le verrait plus monter lentement les rues de Lausanne, long et maigre, avec le léger dandiment qui lui était familier, le lorgnon sur le nez, le haut de forme quelque peu rejété en arrière de sa tête intelligente et fine. On ne l'entendrait plus guère aux Trois-Suisses, au Cercle démocratique et dans ces divers locaux où sa voix éloquente avait si souvent réconforté les courages! Et puis, l'on craignait un peu qu'affaibli par ce départ, le parti radical n'eut peine à résister aux assauts redoublés des ses adversaires".

Ruchonnet, Allgewaltiger des Radikalismus des Waadtlandes in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts, wurde am 28. April 1834 als Sohn eines bekannten und beliebten Fechtmeisters in Lausanne geboren. Die vivacité de l'esprit und die Exaktheit des Denkens führten ihn an der Akademie von Lausanne nach einigem Liebäugeln mit der Mathematik zum Studium des Rechtes hin. Sein Debut als Advokat machte Ruchonnet bei seinem zukünftigen Schwiegervater Rogivue. Die Eleganz seiner Sprache und die Klarheit seines Denkens liessen ihn die schwierigsten Rechtsfragen spielend bemeistern. Die Politik zog ihn an, und nach einem missglückten Vorversuche wurde er mit 29 Jahren in den Grossen Rat gewählt. Fragen der industriellen und sozialen Entwicklung beschäftigten ihn damals. Er gründete die Caisse populaire und, als Kampforgan gegen die Demokraten, die Revue. Immer inniger verwuchs Ruchonnet mit dem politischen Leben seines Heimatkantons, dessen Staatsrate er in den Jahren 1868—1874 angehörte. Wenn er schon früher eine Professur an der Akademie in Lausanne im Sinne hatte, so war er als Vorsteher des Erziehungswesens ganz in seinem Fahrwasser. Dem Grand Conseil legte er verschiedene Projekte vor, die den höhern Unterricht in naturwissenschaftlicher und technischer Hinsicht ergänzen sollten. Ein grosser Triumph für ihn war, dass im Jahre 1873 die école de pharmacie der Akademie in Lausanne angegliedert wurde. Bereits dachte er an einen Ausbau der Lausanner Akademie zur kantonalen Universität. Ueberhaupt lag damals der Gedanke einer Eidgenössischen Universität als zentrales

schweizerisches Hochschulinstitut in der Luft. Es ist zum mindesten interessant, dass Ruchonnet in dieser Hinsicht ähnliche Pläne verfocht, wie der damalige föderalistische Bundesrat Jakob Dubs. Der Zürcher wie der Waadtländer stimmen darin überein, dass die einzelnen Fakultäten der Eidgenössischen Universität in geeigneter Weise in den verschiedenen Schweizerstädten verteilt werden sollten. Mehr als anderswo besteht bei uns eine fruchtbare Verbindung von praktischem Berufsleben und der Politik. Nach seiner Demission als Conseiller d'Etat im Jahre 1874 wird Ruchonnet wieder einfacher Advokat, der sich in seiner Mussezeit mit künstlerischen und religiösen Problemen beschäftigt. Sein „Grand Bureau" wird berühmt, und er erhält bedeutende Prozesse.

Als Nationalrat, dem er seit 1866 angehörte, gewann er eine zunehmende Bedeutung dadurch, dass er als Waadtländer und Föderalist die extremen zentralistischen Forderungen: Ein Recht und eine Armee, massvoll aber konsequent bekämpfte. Namentlich schien ihm die absolute Zentralisierung im Militärwesen verfehlt zu sein und eine straffere Organisation nur auf dem Gebiete des Handelsrechtes durchführbar. Nach der Verwerfung des zentralistischen Revisionsentwurfes der Bundesverfassung im Jahre 1872 — bei welcher Gelegenheit das Waadtland mit Wucht eingriff — war Ruchonnet einer der ersten, welche die Revisionsidee von neuem verfolgten. Zusammen mit Bundesrat Numa Droz stellte er ein anderes Projekt auf. Nicht mit Unrecht sagt Ruchonnet von der erfolgreichen Abstimmung des Jahres 1874: „Si le canton de Vaud a eu en Suisse depuis 1874 une situation forte, si on l'a consulté, si on a généralement tenu compte de ses voeus, c'est à sa démonstration de 1872 qu'il le doit".

Am 3. März 1881 wurde Ruchonnet nach dem tragischen Tode von Bundesrat Anderwert in die oberste Landesbehörde gewählt. Man wollte in seiner Persönlichkeit die Gegensätze der welschen und der deutschsprachigen Schweiz überbrücken. Zweimal, nämlich 1883 und 1890, war er Bundespräsident. Vornehmlich Vorsteher des Justiz- und Polizeidepartementes beschäftigte sich Ruchonnet seit 1885 mit seinem Lieblingswerke, dem Schuldbetreibungs- und Konkursgesetz. Sein grösster Erfolg war, als im Jahre 1889 ein Referendum gegen das Gesetz vom Volke mit überragender Stimmenmehrheit verworfen wurde. Es zeugt für seine menschliche Aufgeschlossenheit, dass er sich mit Fragen der obligatorischen Unfallversicherung, der Kranken-, Alters- und Arbeitslosenversicherung abgab.

Bundesrat Ruchonnet hat aus seinem Föderalismus nie ein Hehl gemacht. Gegen die Vereinheitlichung des Strafrechts begründete er im Jahre 1888 seine Meinung dahin: „Je n'ai jamais considéré la diversité de nos légisations comme étant en elle-même un mal; elle ne l'est que là où cette diversité est un obstacle aux relations, au commerce, ou une source d'insécurité et de conflits. Cette diversité, qui est l'une des caractéristiques de notre pays et qui se lie à ses conditions d'existence, est un abri pour la liberté. Et, pour la science, nos codes cantonaux sont des

champs d'expériences: ce sont autant de petits jardins cultivés avec soin et chacun à la manière de voir de son maître". Aus diesen Worten spricht der Welschschweizer, der Föderalist. Und doch würde man Ruchonnet Unrecht tun, wenn man ihn als einen extremen Föderalisten betrachten würde. Dank seiner geistigen Beweglichkeit, seinem esprit conciliant und dank seiner habilité diplomatique, die ihm namentlich bei der Regelung der Tessiner Bistumsangelegenheit zustatten kam, hat er gerne zwischen zwei extremen Anschauungen zu vermitteln versucht. Seine Stellungnahme in der Frage des Asilrechtes, die durch unliebsame Umtriebe ausländischer Flüchtlinge mehrmals in diesen Jahren aufgeworfen wurde, ist hiefür charakteristisch.

Mitten aus seiner arbeitsreichen Tätigkeit — ein Gesetzesentwurf zur Reorganisation der eidgenössischen Rechtssprechung beschäftigte ihn in den letzten Lebensjahren — wurde der bereits herzkranke Mann durch einen plötzlichen Tod herausgerissen. Mit Ergriffenheit liest man, wie Ruchonnet am 14. September 1893 mitten in einer Sitzung, die er präsidierte, tot zusammensank.

Louis Ruchonnet, Hauptvertreter der welschen radikalen Partei am Ende des letzten Jahrhunderts, besass zwei Eigenschaften, die ihn zum ausgezeichneten Gesetzgeber und Advokaten befähigten: ein glänzendes Rednertalent und die Fähigkeit, zwei Anschauungen gleichzeitig gerecht zu werden. Es lag ihm, Vermittler und Friedensstifter zu sein. Treffend ist daher die folgende Charakterisierung Bonjours: „Ce fut la destinée de Ruchonnet au Conseil fédéral d'être un pacificateur et un conciliateur". Mit grossem Geschick hat er zwischen den welschen und den deutschschweizerischen Gegensätzen vermittelt und die konfessionellen und politischen Umtriebe im Kanton Tessin beigelegt. Die Schweiz als demokratischer Staat weiss solche politische Talente und Naturen mehr als jeder andere Staat zu schätzen. Ruchonnet ragt — das dürfte aus dem Werke von Bonjour hervorgehen — sicher nicht über den Durchschnitt der schweizerischen Staatsmänner und Bundesräte heraus. Doch als Mensch, scharfsinniger Jurist und glänzender Redner, dem die grosse Eleganz der französischen Sprache zu Gebot stand, hat er allerdings einen persönlichen und einzigartigen Wert besessen, der auch für heute noch gilt. Sind nicht seine Worte, die er beim Abschiedsbankett in Lausanne 1881 sprach, äusserst modern? „La doctrine que nous professons se résume dans les simples mots que voici: Au centre, ce qui est nécessaire pour le salut de la patrie commune, pour sa prospérité, pour son renom, pour l'accomplissement de ses destinées comme nation et pour l'exercice de ses devoirs internationaux. Aux cantons, la plus grande somme de liberté et d'autonomie qui puisse se concilier avec le bien commun; en général tout ce que le canton peut et veut faire bien. A la commune, le domaine des intérêts immédiats".

Es ist ein unstreitiges Verdienst des vorliegenden biographischen Werkes, dass Bonjour Briefe und Tagebücher von Ruchonnet zum Abdrucke bringt. Das Tagebuch umfasst die Jahre von 1884 bis 1893; es bricht

einige Tage vor seinem Tode jäh ab. Die Einweihung der Statue fand am 17. November 1906 in Lausanne statt; anlässlich seines hundertjährigen Geburtstages fand eine schlichte Gedenkfeier durch die „Helvetia" statt, der er in seinen Studentenjahren angehörte.

Louis Ruchonnet, das zeigen die beiden Gedenkfeiern, ist auch heute im Welschland nicht vergessen, er, der im Leben vieler Menschen Berater und Rater war. Das vorliegende Werk, das mit Photographien und Faksimiledrucken von Briefen ausgestattet ist, dürfte in pietätvoller Weise für diesen bedeutenden Schweizer werben, der zugleich Schweizer und Waadtländer gewesen ist. Das Buch ist in der Imprimerie Vaudoise, Lausanne 1936 erschienen.

Gerold Ermatinger.

Zu einer Schrift von Paul Valéry

Vor einigen Jahren fand in Sowjetrussland ein internationales Treffen junger Sportflieger statt. Die Umstände schienen nicht günstig. In Deutschland hatte vor kurzem der letzte vorhitlerische Diktator, von Papen, die Macht ergriffen, Frankreich war unruhig, und über Russland legte sich der Riesenschatten des kommenden deutschen Umsturzes. Wie sollte die radikal verdüsterte Lebensluft Europas nicht auf jene internationale Schar einwirken, die zu friedlichen Spielen aufgestiegen war und doch wohl wissen konnte, dass sie die nächste am Kriege war, die Blüte, die er zuerst verschlingt? Die Frage, aus alteuropäischem Herzen gestellt, erwies sich als sonderbar beziehungslos zu dem, was wirklich geschah. Es gab zwar Leidenschaften, aber sie galten dem Rekord, es gab Ueberzeugungen, aber sie galten dem Apparat, es gab Diskussionen, aber über technische Fragen. Das meist erörterte Thema war der Bau von Leichtmotoren. Die Deutschen und Russen stritten sich über die Anzahl der Gramme. Wer stellte die Maschinen vom leichtesten Gewichtstypus her? Fragen und Antworten flogen auf einander zu, man war heiter verständigt, weil alles auf Mass, Zahl und Gewicht beruhte.

Man setze dagegen den Fall, die jungen Leute hätten statt von Fragen der Technik über Politik gesprochen. Die Verwirrung, um nicht das Schlimmste zu sagen, wäre unausbleiblich gewesen, denn was ein Flugzeug leistet, kann unter Sachverständigen festgestellt werden, wo aber sind die Experten für Politik? Ist es also berechtigt, mit den ängstlichen Menschen zu folgern, dass die Politik des Teufels sei und dass man besser daran tue, sich in dem übersichtlichen Element der beruflichen Erfahrung aufzuhalten? Dieser Aberglaube hat nicht wenig Unheil über Menschen und Völker gebracht, und dennoch liegt ihm eine Beobachtung zugrunde, die aufs beste mit dem Bilde von jener russischen Flugwiese zusammenstimmt. Wir formulieren sie kurz:

Die Wissenschaft als Inventar beweisfähiger Sätze, als Gesetzes-Entdeckung, als Technik und Kunst der planenden Voraussicht erzeugt eine gemeinsame Welt. Der Mythus als Macht der Ueberlie-

ferung, des Glaubens, der Ueberzeugungen und Gesinnungen zerstört sie wieder.

In seiner Zeitanalyse, „Die Politik des Geistes"[1]), hat Paul Valéry diesen Zustand so rhetorisch glänzend wie moralisch niederdrückend dargelegt. Das Bild einer zerfallenden, ruhelos umgetriebenen Epoche malt sich heute leicht, die Symptome des Niedergangs sind mit Händen zu greifen, und es gilt auch für die Kulturbetrachtung, was Schiller an Goethe schrieb: „Das Tadeln ist immer ein dankbarerer Stoff als das Loben, das wiedergefundene Paradies ist nicht so gut geraten als das verlorene, und Dantes Himmel ist auch viel langweiliger als seine Hölle." Es ist zum Ruhme der vorliegenden Schrift gesagt, dass sie an keiner Stelle mit dem beliebten Kunstgriff arbeitet, die „Zeit" oder die „Gegenwart" in eine Person, etwa ein wehrloses Schulkind zu verwandeln, das nun der Verfasser ungehemmt abstrafen darf. Der skeptisch geläuterte Geist Valérys verzichtet auf die Ausfallsstellung. Er begnügt sich damit, der „Zeit den Spiegel vorzuhalten", auf die Gefahr hin, dass sie sich nicht darin erkennt, denn die Kritik bedarf oft ausserordentlicher Mittel, um sich vor den Zeitgenossen auffällig zu machen. Hier sind sie im edlen Schwung der Syntax gegeben und in einer virtuosen Fähigkeit, den Leser gleichsam von sich selbst zu entfernen, sodass er sein eigenes Tun und seine Zeit wie auf anderen Sternen befindlich betrachtet. Mit der selben List hat Montesqieu den Menschen an sich selber zu interessieren versucht, indem er die „Lettres persanes" schrieb, und ähnlich verfuhr der grosse irische Satiriker Samuel Butler, als er, der Nachfolger Swifts, seine Darstellung der englischen Gesellschaft für einen utopischen Reisebericht ausgab.

Valérys Thema ist „die Unordnung, die unser Leben ist." Das Bild des Chaos aber, sagt er, ist ein Chaos. Man würde diese Wendung nicht gelten lassen, wäre sie mehr als eine Entschuldigung, doch hebt sich aus der Darstellung deutlich das motivische Uebergewicht eines Gedankens hervor, einer schärferen Kennzeichnung, die wir vorhin in dem leidenvollen Neben- und Gegeneinander von Wissenschaft und Mythus gefunden haben. Beide Kräfte sind nach Valéry Erzeugnisse unseres Geistes, der den Menschen „in ein Abenteuer verwickelt habe, das Abenteuer, einer Art von Lebewesen, die alle ihre Kräfte darauf zu richten scheint, sich mehr und mehr von ihren ursprünglichen Lebensbedingungen zu entfernen, als wäre sie mit einem widersinnigen Instinkt begabt, durchaus zuwiderlaufend der Richtung aller andern Instinkte, die im Gegenteil danach trachten, das Lebewesen immer wieder an ein und denselben Punkt, zu ein und demselben Zustand zurückzuführen." Es ist leicht zu sehen, dass es in diesem Satz um den Versuch einer Anthropologie geht, an welcher Nietzsches Lehre vom Menschen als „dem kranken Tier" und die neuere von der „progressiven Zerebration", der wachsenden Verhirnlichung als Grund der Kulturentwicklung, nicht ganz unbeteiligt sind. Valéry schmeichelt sich, den Geist ohne alle Metaphysik, als „reine Kraft der Umge-

[1]) Paul Valéry: Die Politik des Geistes. Bermann-Fischer Verlag, Wien.

staltung" definiert zu haben, als Fähigkeit, die natürlichen Lebensbedingungen dauernd zu verändern und sich in einer selbsterzeugten künstlichen Welt einzuhausen, die wir „menschliche Geschichte", „Kulter" oder wie immer nennen. Was aber die Definition vermeiden will, wird durch die Art der Beschreibung nahegelegt, denn in Sätzen wie „Der Geist will...", „Der Geist versucht..." wird der Geist wieder zum Hauptakteur im Weltprozess eingesetzt, dessen sinnvolle Träger doch nur Menschen sein können in allen ihren Gestalten.

Wenn man das Alter einer Kultur nach den Widersprüchen bemessen wollte, die in ihr auftreten, so müsste man die unsere zu den sehr alten rechnen. „Der moderne Mensch", schreibt Valéry, und eben darin ist er modern, lebt auf vertrautem Fuss mit einer Menge von Gegensätzen, die sich in dem Halbdunkel seines Denkens angesiedelt haben und wechselnd auftreten... Findet man nicht in jedem Augenblick, in ein und derselben Familie, verschiedene religiöse Bekenntnisse, verschiedene Rassen, verschiedene politische Meinungen vereinigt, und in ein und derselben Person einen wahren Schatz verborgenen Zwiespalts?" Valéry hat den Ausdruck „wissenschaftlich" sehr zutreffend mit „verifizierbar" übersetzt, welche Bezeichnung auf das alte Vorrecht der Wissenschaft hinweist, Vorhersagen aufzustellen, um sie im Verfahren der Nachprüfung als wahr oder falsch zu erweisen. Wie steht es um dieses Privileg im Zeitalter des Radios und der Flugzeugmutterschiffe? Was hat der Mensch mit der Prometheusgabe der wissenschaftlichen Voraussicht begonnen? Valéry antwortet mit einem Bilde, in dem sich die äusserste Entmachtung des Geistes auf eine grausig skurile Weise darstellt. Als ihn nämlich ein Mann nach dem Verlaufe der nächsten Zukunft befragte, erwiderte er: „Wir dringen im Krebsgang gegen die Zukunft vor... Hätten Sie, geehrter Herr, 1892 vorausgesehen, dass man 1932, um eine Strasse von Paris zu überqueren, einen sechs Monate alten Säugling um Protektion bitten und den bezeichneten Uebergang im Schutz eines kleinen Kindes zurücklegen muss?"

Der menschliche Geist hat sich nach Valéry in zwei Ströme, zwei Richtungen geteilt, die sich gegenläufig verhalten und als unaufhebbarer Widerspruch die Epoche beherrschen: die Wissenschaft als Lehre von den messbaren Grössen und das Reich der mythischen Unwägbarkeiten, in dem „uralter Glaube, Gewohnheiten aller Zeiten, Ideen tausendjährigen Ursprungs, wirtschaftliche und politische Erfahrungen mehr als eines Volkes, Empfindungen von grösserer oder geringerer Ehrwürdigkeit sich sonderbar vermischen und verschlingen." Wollte man, sagt Valéry, im Bereich der Politik die Gedanken über den Menschen zur Anwendung bringen, die die neuesten Lehren der Wissenschaft uns nahelegen, so würde wahrscheinlich das Leben für die meisten unter uns unerträglich. Es ist der alte Konflikt von Glauben und Wissen, von Aufklärung und Mythus, der uns hier entgegentritt. Die Glaubenskriege sind schon im vollen Gange, und Valéry ist ihnen, entgegen seinem eigenen intellektuellen Pessimismus, als vorausschauender Deuter vorangegangen.

Es fördert die Lektüre der vorliegenden Schrift, wenn man sich bewusst bleibt, dass die Beziehungswelt des Verfassers das Frankreich des Nachkrieges ist; selbst sein „Europa" bleibt Frankreich. In Russland Deutschland und Italien liegen die Verhältnisse wieder anders, und hier hätte Valéry feststellen können, dass der radikalen Auflösung des Menschen in seine Widersprüche ein gleich starker Drang nach Einheit, Uniformität, „Gleichschaltung" entspricht. Es hätte sein Bild nicht lichtvoller gemacht. In diesen Ländern ist der Mythus aus dem Weltkrieg hervorgestiegen, aus dem Untergang einer Welt, von der man glaubt, dass sie „rational", vom „Geist der Technik", von der Wissenschaft geleitet worden war. Der Geist der Technik aber ist immer der Geist der Menschen selbst. Es liesse sich fragen, ob nicht ein Zusammenhang zwischen der radikalen Lebensnot der Menschen und ihrem Mythusglauben besteht. „Der zahlreichere Teil der Menschen", sagt Schiller, „wird durch den Kampf mit der Not viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als dass er sich zu einem neuen und härteren Kampf mit dem Irrtum aufraffen sollte. Zufrieden, wenn er selbst der sauren Mühe des Denkens entgeht, lässt er Andere gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen, und, geschieht es, dass sich höhere Bedürfnisse in ihm regen, so ergreift er mit durstigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priestertum für diesen Fall in Bereitschaft halten." Hat sich das Europa des Nachkriegs zu einem Niveau emporarbeiten können, von dem aus der Kampf mit dem Irrtum möglich geworden wäre? Können die Geistigen noch eingreifen? „Die grössten Geister sind immer skeptische Geister", sagt Valéry. Die Erkenntnis der Symptome kann schon den Anfang der Heilung bedeuten, denn in der echten Skepsis ist zugleich das Mass, die Waage enthalten, das Wappenzeichen Michel de Montaignes, dem er die Inschrift beigegeben hat „epecho": Ich enthalte mich.

Armin Kesser.

Berichtigung.

In dem Aufsatz „Vues sur la France actuelle" von Wladimir d'Ormesson, den wir im letzten Heft veröffentlicht haben, ist auf S. 466, 8. Zeile von unten, die Zahl der kommunistischen Stimmen infolge eines Druckfehlers fälschlicherweise unrichtig angegeben. An Stelle von 1 880 510 soll es heissen „1 080 000 voix communistes". Dieser Druckfehler hat das Peinliche an sich, dass er nicht nur die Beweisführung des hochgeschätzten Autors entstellt, sondern auch den Leser zum Glauben verführt, dass in Frankreich 800 000 kommunistische Stimmen mehr abgegeben worden seien, als dies in Wirklichkeit der Fall ist.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 956.060
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A. G. Zürich, Akazienstr. 8
Tel. 45.855